

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Das Geheimnis des Roggenhofes

[urn:nbn:de:bsz:31-338273](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-338273)

Das Geheimnis des Roggenhofes.

Auf dem Roggenhof ist einer eingezogen — ein landsfremder Mensch mit Weib und Kind. Ja, der Roggenhof ist unter den Hammer gekommen. Sein Besitzer war ein Vieberian gewesen, ein Schuldenmacher, der nie an's Zahlen dachte, und die Wucherer, die immer wieder dazugeschrieben haben, konnten ihm bald den Kragen zuziehen. Der Hof müßte spottbillig wegkommen, meinten die Dorfbauern. Wer wollte auch so ein verlottertes Gut kaufen?

Da kam bei der Steigerung einer — Konrad Heidegger nannte er sich — der nahm bei dem Angebot das Maul so voll, daß die, die auch Absichten gehabt hatten, verblüfft still schwiegen, und deshalb wurde dem Fremden der Zuschlag erteilt.

Wie einer so unsinnig bieten möge, der den Hof gar nicht kenne, war den neidischen Menschen unerklärlich.

Konrad Heidegger kannte den Roggenhof, der hatte ihm schon lange in die Augen gestochen, aber die Menschen kannten den Konrad Heidegger nicht, dessen Wiege allerdings nicht in der nächsten Nähe gestanden hatte.

Da gab es ein Gerede über den neuen Besitzer des Hofes. Der eine wollte wissen, daß der Mann aus Amerika komme und schwer Geld habe. Ein anderer sah in ihm einen Halsabschneider und Wucherer, der es in der Gegend, in der er bisher gehaust, nicht mehr hatte aushalten können. Ein dritter meinte, der neue Hofbauer sei ein hergelaufener großmauliger Habenicht, und das Gericht werde bald sehen, daß es den Hof noch einmal ausbieten müsse.

Nichts von alledem war zutreffend. Der Konrad Heidegger kam nicht aus Amerika, er war nie Wucherer gewesen, und den Roggenhof zahlte er am Steigerungstage bar aus. Als die Dorfbewohner das letztere erfuhren, bekamen sie Respekt vor dem neuen Mitbürger. Die jungen Männer haben der neuen Familie sogar einen Maien — einen schönen, mit Bändern gezierten Tannenbaum — ans Haus gestellt und der Trunk, den der Konrad Heidegger denen im Dorfwirtshause reichen ließ, wurde zu einem fröhlichen Feste. — Es ging fast zu, wie bei einer Bürgermeisterwahl.

Dieser und jener wollte dann — auf einmal — den Heidegger schon irgendwo gesehen haben, damit wollten sie aus ihm herauspressen, wie und wo er bisher gelebt habe. Aber er gab seine Lebensge-

sichte nicht gleich preis, trotzdem er nichts zu verheimlichen hatte.

Der Konrad Heidegger hat in einem großen, altmodischen Bauernhause das Weltlicht erblickt. Er war seines Vaters erster Sohn — zwei Schwestern waren ihm voraus gekommen, aber nach dem Jubel über die erreichte Stammhalterchaft folgten noch drei Brüder und da in jener Gegend der jüngste den Hof erbt, waren die Aussichten für den zu früh gekommenen Konrad recht ungünstig.

Eine schöne Jugendzeit hat er verlebt im Elternhause. Zur Rechtschaffenheit und zur Arbeitsamkeit ist er frühzeitig angehalten worden. Der alte Heidegger war ein strenger Mann, aber seine Kinder gingen ihm über alles und die Mutter war das gutherzigste Weib das Gott geschaffen. Viele Jahre vergingen in ungetrübtem Glück und Frieden.

Als die Frage aufkam, was einmal aus den sechs Heidegger-Nachkommen werden sollte, da war der Konrad schon ein erwachsener Mensch, der dem Vater regieren half und bei der Bewirtschaftung des ausgedehnten Besitzes die Hauptkraft war. Der Alte hatte oft davon geredet, daß er von der bisherigen Erbfolge abweichen wolle. Der Hof, der aus einer großen Zahl Einzelgrundstücken bestand, sollte in zwei Teile getrennt werden, die dem Ältesten und dem Jüngsten zufallen sollten. Die hätten beide genug daran und das große Bauernhaus war ja zweiteilig, ganz für zwei Familien eingerichtet. Die zwei Mädel und die mittleren Buben sollten rechtmäßig abgefunden werden. Es war ja Geld am Zins und die beiden, die den schönen Hof bekamen, konnten auch jeder eine mäßige Schuld übernehmen.

So hatte es sich der alte Heidegger ausgesonnen, aber der Konrad machte ihm einen Strich durch die Rechnung.

Durchs Dorf führte die verlassene Landstraße. Ja, seit die Eisenbahn durchs Tal ging, war diese verödet. Selten kam ein fremdes Fuhrwerk dahin. Nur der Mann mit den Steinkrügen und Schmalzhäfen blieb nicht aus. Der fuhr nach wie vor landauf landab auf alle Märkte. Er war bekannt unter dem Namen der Steingut-Jakob. Zwei schwere Pferde hatte er an seinem großen Wagen, auf dem viele Zentner Ware aufgestapelt waren. Die Pferde waren im besten Stand, die waren dem Jakob ans Herz gewachsen. Wenn der kleine Mann mit dem Kegellugellopf und dem steifen, schwarzen Schnauzbärtlein im roten Gesicht zu den Tieren redete, so wendeten sie die Köpfe und spitzten die

Ohren.
Jakob
den be
in sein
wachien

Der
überna
in Ba
Mensch
die Fr
gügen.

Mann
jedesm
und er
machen
war er

Die
„Otti“
frauen
schaute
daß er
Wacher

Es
stelzen
Getan
tief in
daß de
recht
das h
ten al

Aber
Bauer
dieser
tritten

„An
mensch
mitein
die M
zum
gen d

Mit
Konra
über
Jakob
hielt
Der m
ten, d
hande

Der
Fuhr
Li
für

Ohren. Sie verstanden seine Worte. Der Steingut-Jacob verstand auch etwas vom Pferdehandel. Manchen verdorbenen Bauerngaul hat er billig gekauft und in seiner Pflege sind solche Tiere an den Wert gewachsen.

Der Jakob hat überall an seinem Weg bestimmte Übernachtstellen gehabt. Teils in Gasthäusern, teils in Bauernhöfen hat er Roß und Wagen und Menschen untergebracht, denn außer ihm waren noch die Frau und zwei Mädchen mit auf den Wanderzügen. Im Heideggerhof nächtigte der Steingut-Mann mit Roß und Wagen und Weib und Kind jedesmal, wenn er zum Markt im Städtchen fuhr und er war dort gut gelitten. Er konnte Sprüche machen und Geschichten erzählen, auch in der Politik war er beschlagen und lügen konnte er wie gedruckt.

Die beiden Mädchen — die „Meia“ und die „Otti“ waren aus ruppigen Kindern zu stolzen Jungfrauen erblüht. Und wieder einmal war es, da schaute der Konrad der Otti so tief in die Augen, daß er keine Ruhe mehr fand im Träumen und im Wachen.

Es gab eine regelrechte Liebschaft zwischen dem stolzen Bauernsohn und der Geschirrhändlerstocher. Getanzt hat er mit ihr am Jahrmarktsabend bis tief in die Nacht hinein. Alle haben sich verwundert daß dem Konrad die nicht zu gering sei. Aber aufrecht schritt er durch die Reihen, fest im Arm das hochgewachsene, schöne, blonde Mädchen, sie sollten alle sehen, daß das sein Schätzlein sei.

Aber im Heideggerhaus gab es böses Blut. Der Bauer verwies seinem Ältesten solche Spässe und als dieser sich trotzig stellte, da kam es zu heftigen Auftritten.

„An eine aus dem Wagen heraus, an ein Hafebmensch willst du dich wegwerfen, da sind wir fertig miteinander“, schrie der Bauer im höchsten Zorn, und die Mutter, die wehren wollte, daß es nicht ganz zum Bruche komme, konnte gar nichts ausrichten gegen den ergrimnten Mann.

Mit dem schönen Familienfrieden war's aus. Der Konrad ging verdrossen umher. Der Alte schimpfte über alles, und als eines schönen Tages der Steingut-Jacob mit seinem Gefährte wieder auf den Hof fuhr, hielt er ihn wütend an und verwies ihm sein Haus. Der mußte den Zorn des Heidegger gar nicht zu deuten, denn es war ihm nichts bekannt von dem Liebeshandel seiner Tochter mit dem Heideggersohn.

Der Jakob wendete in aller Gemütsruhe sein Fuhrwerk und fuhr die Landstraße weiter bis zum ... legt mußte er doch Unerlantz finden für ... und gute Worte.

Die Löwenwirtin fragte schnippisch, ob die Liebschaft aus sei? Man habe gemeint, es werde Verlobung gefeiert. Da ist es dem Geschirrmann doch zu dumm geworden. Er hat so erbärmlich zu fluchen angefangen, daß die Wirtin reißaus nahm und als ihm sein Weib die ganze Sachlage auseinandersetzte, glättete sich sein Gesicht. Er lächelte spitzbübisch. „So, so, die Otti, die hat's dem geschwollenen Heideggerbub angetan. Ja, ein Bligmädel ist meine Otti. Warte nur, alter Spitzbube, deine Grobheit wird gerächt werden“, brummte er vor sich hin. Er trat in die Gaststube und verlangte von der Wirtin ein „Roßwasser“, damit meinte er einen echten „Kirsch“.

Draußen vor dem Dorfe, wo die Straße rechts abbiegt, dem Gebirge zu, steht aus alter Zeit eine Steinbank, und just an jenem Abend war die Bank nicht frei. Da saßen zwei, die sich nicht von ungefähr zusammengefunden hatten. Die hatten sich so viel zu sagen, die Otti und der Konrad. Der Waid und die alte Steinbank, sie konnten die Schwüre hören, die da getauscht wurden. Treueschwüre fürs Leben, möge das Schicksal bringen, was es wolle.

Der alte Heidegger hat noch einen letzten Versuch gewagt, seinen Sohn zur Umkehr zu bringen.

Er hat für ihn gefreit; die Tochter des reichen Bürgermeisters — die schöne Lina — wartete auf das Jawort des Konrad. Aber der blieb widerspenstig. Er wolle doch lieber das Hafebmensch heiraten, hat er seinem Vater gesagt, als ihn dieser von den vorzüglichen Aussichten verständigte.

Das schlug dem Haß den Boden aus. Der Bauer verwies seinem Sohn das Vaterhaus. Dieser packte im Stillen seine sieben Sachen und zog ohne Abschied die Straße, die dem Städtchen zuführte. So mußte er von seiner Heimat scheiden. Wie oft war er diese Straße gegangen, fröhlich und voll Jugendmut, und heute führte sie ihn hinaus in des Lebens Mühen und Nöte. Was würde es die gute Mutter schmerzen, daß er so davongegangen, wie ein Dieb in der Nacht. Aber hatte er denn anders gekonnt, wenn man ihm die Türe wies, die Türe zum Elternhaus — die Türe zur Heimat. — Ein heimatloser, war er nun, er, der von Gesundheit und Kraft strotzende junge Mann, konnte es ihm denn so schlecht ergehen, in der großen weiten Welt? — Als Bauernknecht wollte er sich nicht verdingen — das widerstrebte ihm.

Im Städtchen hatte es Fabriken, da gab es gewiß lohnende Beschäftigung. Er, der Bauernsohn, sollte Fabrikarbeiter werden. — Nein, das wollte er auch nicht. Einen Fuhrmann brauchte die Porzellanfabrik, aber der mußte die Pferde stellen. Wo her

nehmen und nicht stehlen. Doch ja, der Konrad besaß ja ein Sparbuch, das er von einer Tante geerbt hatte. Das hatte er zwar nie angreifen wollen, aber in der Not fallen alle guten Vorsätze.

Er meldete sich für die Fuhrwerkstelle. Als der Fabrikdirektor den hochgewachsenen strammen Bauernburschen mit dem frischen, freien, ehrlichen Gesicht vor sich sah, der sein Anliegen nur zögernd und verlegen vorbrachte, mußte er sich unwillkürlich die Frage stellen, was den jungen Mann daherkühre und er hatte bald heraus, wo den der Schuh drückte. Er konnte auch helfen. Die Fabrik hatte bisher die Pferde gestellt und hatte mit allerhand lotteligen Fuhrknechten böse Erfahrungen gemacht. Nun sollte der Frachtfuhrmann Eigentümer der Pferde sein, er mußte auch das Futter stellen, dagegen sollten Stallung, Wagen und Geschirr, sowie eine Schlafkammer zur Verfügung gestellt werden. Der Lohn sollte als Akkordlohn für den Zentner gegeben werden. Die Pferde waren noch da, die sollte der neue Fuhrmann um ein billiges Gebot übernehmen und der Direktor übergab sie dem Konrad probeweise auf einen Monat. So hatte er schnell einen Platz gefunden. Am gleichen Tage trat er ins Geschäft. Beim Wärendwirt, der sich arg wunderte ob diesem neuen Kostgänger, bekam er um billiges Geld ein gutes Essen. Daß der Sohn eines der reichsten Bauern der Gegend den Fuhrakkord bei der Porzellanfabrik übernommen habe, war bald im ganzen Städtchen herum. Der werde bald genug haben, meinten die Pferdehalter. Man kenne die von der neuen Fabrik, die wollten nur die Leute ausnützen.

Als der Konrad nach dem Probemonat sein Sach zusammenrechnete, war er ganz zufrieden. Er übernahm nun die Pferde. Der Direktor hat ihm ganz mäßige monatliche Abzahlungen gestattet. Der Tante Sparbuch konnte geschont werden.

Und der Schatz des Konrad? Die Ottilie schrieb so schöne Briefe. Und wenn der Wagen des Steingut-Jakob an den Markttagen ins Städtchen kam, da war große Freude. Daß die Ottilie so zum Heiraten drängte, war dem Konrad nicht recht. Er wollte zuerst ein gesichertes Auskommen vor sich sehen, und das ging nicht so rasch.

Es vergingen noch mehrere Jahre, bis der Konrad Heidegger draußen vor dem Stadttor ein kleines Haus mietete und seine Ottilie heimführte. Erstaut war der junge Ehemann, als ihm eines Tages der Steingut-Jakob ein Paar prächtige Pferde mit nagelneuem Geschirr und nagelneuem Wagen als Morgengabe überbrachte. Das hatte eine tiefere Bedeutung, die der Konrad nicht verstehen wollte. Der Schwiegervater meinte, das junge Paar sollte

einmal so in der Welt herumkutschieren, wie er. Auch die Ottilie meinte: es käme mehr dabei heraus, als bei dem Fabrikfuhrwerk, und man wäre sein eigener Herr, und das Leben hätte einen ganz anderen Reiz, wenn man auf der Landstraße seine Tage verträumen könne, als wenn man ewig feststehe in engen Wänden. Dem Konrad gingen die Augen auf. Sein Weib sehnte sich nach dem Wanderleben mit seinen Abwechslungen. Ihr genügte die enge Häuslichkeit nicht. Wenn der Konrad den Frieden haben wollte, mußte er seinem Weibe nachgeben. Mit schwerem Herzen erzählte er seinem Direktor von seinen häuslichen Sorgen.



Der Kosselentler sah mißmutig an: seine Tiere, die in gemächlichem Schritt weiter und weiter trotteten. Ihm war nicht wohl im Herzen.

„Das Weib ist immer am stärksten in der Ehe! — So fahren Sie eben in die Welt. Sie können sich beteiligen an dem Vertrieb unseres Majolika- und Porzellananschusses. Wenn Sie klug verfahren, können Sie dabei gute Geschäfte machen!“ bekam der Fuhrmann Konrad Heidegger zur Antwort.

Also! — der neue Wagen wurde schwer beladen und alles für die erste Reise in die Welt vorbereitet. Das war Leben für die Ottilie. Bis ins Kleinste hinein hatte sie den Reiseplan im Kopfe. Die Märkte, die Einfahrgelegenheit — sie kannte sich überall aus.

An einem schönen Frühlingmorgen wurden die Gänse geschirrt. Der schwerfällige, langsam denkende Bauernsohn nahm Platz auf dem Bod' unter der Plane, neben ihm sein junges Weib. Die Ottilie ließ ihre Blicke schweifen über alles in der Runde, über Feld und Flur, über die Menschen, die des Weges kamen, über die fernen blauen Berge. Ihre Augen blühten, sie summte ein munteres Liedchen vor sich hin. Der Kosselentler sah mißmutig auf seine

Tiere
trotte
— ei
Wiefe
ihn
in 1
hinter
Waru
die b
„D
Frau.
Trüb
Ich h
Deine
stolz
so ein
— D
— J
gäbe
hat n
Seime
fastig
nach
komm
„W
fen n
müße
leute,
wird
daher
„D
auf
fer a
Die
An ei
zen
wußte
zu o
angel
den
daß e
gen l
Noch
und c
wievie
zu ein
ließ i
Erspa
war e
trug.
Auf
die D

Tiere, die in gemächlichem Schritt weiter und weiter trotteten. Ihm war nicht wohl im Herzen. — Doch — ein schönes Kornfeld, eine grünende, blühende Wiese, ein Pflüger, der der Straße nahte, konnten ihn für Augenblicke fesseln, dann verfiel er wieder in tiefes Sinnen. Warum ging er jetzt nicht auch hinter einem Pflug über die rauchende Ackererde? — Warum war er hinausgestoßen in die Welt, wo ihm die bodenständige Kraft fehlte? Er seufzte tief auf.

„Du bist ein rechter Grießgram“, tadelte die junge Frau. „Wie kann man an einem so herrlichen Tage Trübsal blasen, wenn man es gar nicht nötig hat. Ich hab' Dich ja so lieb und tue Dir alles, was ich an Deinen Augen absehen kann, und ich bin doch so stolz auf Dich. Aber es hat Dich halt gereut, daß Du so ein Wagenmädel zu Deiner Frau gemacht hast.“

„Otti — flüsterte er zärtlich —, es ist nicht wahr! — Ich habe Dich so lieb wie mein Leben, und ich gäbe Dich nicht um alle Schätze der Welt. — Mich hat wieder einmal das Heimweh bezwungen, das Heimweh nach dem wogenden Kornfeld, nach dem saftiggrünen Wiesengrund, nach Pflug und Egge, nach Hacke und Sense. Und wenn es so über mich kommt, bin ich meiner nicht mehr mächtig.“

„Wenn wir einmal viel Geld verdient haben, kaufen wir uns den schönsten Hof und unsere Kinder müssen Bauersleute werden, bodenständige Bauersleute, das erben sie von Dir. Mein jahriges Blut wird ihnen nicht schaden“, redete das junge Weib daher.

„Otti — ja, unsere Kinder!“ er lächelte selig auf seine blickblanken Braunen hinunter, die schärfer anzogen und in den Tag hineintrabten.

Die erste Fahrt in die Welt war glückverheißend. An einem einzigen Markttag verkauften sie den ganzen Warenvorrat. Das verstand die Otti. Sie wußte die schönen Teller und Schüsseln und Krüge zu ordnen und zusammenzustellen, daß die Käufer angelockt wurden. Mit den Stadtfrauen und mit den Bauernweibern konnte sie reden und handeln, daß es eine Freude war. Am Abend war der Wagen leer und der Beutel voll mit Geld.

Noch in der Nacht wurde die Heimfahrt angetreten und andern Tags wurde Geld gezählt und gerechnet, wievielmals man in die Welt fahren müsse, bis es zu einem schönen Bauernhof reiche. Diese Rechnung ließ ihnen keine Ruhe. Der Grund war gelegt, die Ersparnisse mehrten sich von Jahr zu Jahr. Es war ein schönes Geld in der Sparkasse, das Zinsen trug.

Auf ihren Wandersfahrten hielten der Konrad und die Otti schon Umschau nach Landgütern. Ein Hof

mußte es sein, nicht weit von einer blühenden Dorfgemeinde. Sie konnten lange Umschau halten. Es erwachsen ihnen Kinder — zwei Buben und zwei Mädlein, fleißige, häufige Kinder.

Als der Roggenhofbauer dem Untergang nahe war, da war der Konrad Heidegger so weit, daß er als ernstlicher Liebhaber dieses Gutes auftreten konnte.

Noch war der Konrad Heidegger ein Mann in den besten Jahren, als er mit seiner Familie auf dem Roggenhof aufzog. Es ist ein hartes Stück Arbeit, sich in ganz neue Verhältnisse einzuleben, aber mit redlichem Willen überwindet der Mensch vieles.

Das Hofgebäude, ein uraltes, festes Steinhaus, war gut erhalten, da konnte nichts abbröckeln, aber die ruhigen Stuben und Kammern waren nicht wohnlich. Da bekam der Maler und der Tapezierer gleich Arbeit. Diese beiden Handwerke vereinigte auf sich der im Dorfe wenig angesehene Marzelin Hudler, der meldete sich auch sofort auf dem Hof. Er war der erste Besuch.

„Ich habe die Ehre, mich in meinem Fach zu empfehlen. Ja, ja der Roggenhof, da ist schon lang kein Maler mehr hereingekommen. Wie konnte das auch anders sein, bei so einer Wirtschaft. Ja, was da alles drum und dran hängt. Er war ein schlechter Kerl, der Vorgänger — mit dem Teufel soll er im Bund gewesen sein. Das sind saubere Geschichten“, mit diesen Worten führte sich der Dorfkünstler beim neuen Roggenhofbauer ein. Auf wackeligen Füßen stand das kleine Männlein, auf dessen starkem Oberkörper ein dicker, schwammiger Kopf ruhte, vor dem stattlichen Bauer, der den seltsamen Besucher geringschäßig betrachtete.

„Wie viel Zeit werdet Ihr brauchen zum Herrichten der ruhigen Stuben“, fragte ohne Umschweife der Bauer.

„Ach ja! — ach ja! — Zeit braucht das schon, und ich habe so noch dringende Arbeit auf Wochen hinaus. Ja — und was ich noch sagen woll'te: Habt Ihr auch schon gehört, daß es geistert auf dem Roggenhof. Ein schauerliches Gespenst soll da umgehen. Darum habt Ihr den Hof so billig bekommen — es ist kein Schleck, in einem solchen Geisterhause zu wohnen!“ schadenfroh glitzerten die schwarzen Augen des Dorfkünstlers.

„Ihr seid ein einfältiger Prolet. Macht nur, daß Ihr so schnell wie möglich vom Hofe kommt, oder ich mache Euch Füße!“ schimpfte ergrimmt der Bauer.

Das kleine Männlein zitterte wie ein Espenblatt. „Nichts für ungut! Nichts für ungut! Wann kann ich kommen zur Arbeit?“

„Schert Euch zum Teufel, Lumpenhund, elender!“
schrillte der Bauer, er war ganz rot vor Zorn. Der
Marzelin suchte eilig die Straße zu gewinnen. Da
kam auch, von dem Lärm angelockt, die Bäuerin dazu.
„Was gibt's denn? Du schreiest ja wie ein Wil-
der!“

Der Mann gab keine Antwort, er rannte auf die
Äcker hinaus, um sich zu beruhigen. Zum zweiten-
male hatte er jetzt diese unsinnige Anschwärzung
des Roggenhofes hören müssen. Als er auf dem
Rathause den Kauf unterschrieb, hatte der redselige
Rathschreiber auch nur von Hexen und Gespenstern



„Was sagst denn Du zu solchem unsinnigem Gerede?“ Die Bäuerin
blinnte fragend auf ihren Mann.

gesprachen, und jetzt mußte dieser Schmierer den
Wahnsinn wieder auffrischen. Es war doch zum
Kuckuckholen, wie die hochhaften Menschen ihm den
schönen Hof entleiden wollten.

„Die können mich alle am Buckel küssen. Ich werde
auf dem Roggenhof den Teufel austreiben, so wahr
ich Heidegger heiße. Vor Gespenstern und vor Hexen
habe ich noch nie Angst gehabt.“ Er redete laut vor
sich hin, und suchte mit den Armen.

Heller Frühlingssonnenschein lag auf dem Grund.
Aus dem nahen Busch klang der Sang der Vogel-
schar. Schwere Arthiebe hörte man, da waren die
Holzhauer an der Arbeit, dahin wendete sich der
Bauer und er war bald im Gespräch mit den drei
Männern, die da für die Gemeinde das Bürgerholz
aufarbeiteten.

„Ein schöner Hof ist der Roggenhof“, meinte der
Eine.

„Ja — wenn er nur nicht so verlottert wäre“, setzte
der Zweite hinzu.

„Wenn nur sonst alles sauber wäre!“ Der Dritte
machte ein dumm-pfiffiges Gesicht bei seinem Aus-
spruch.

Auch hier verfolgte den neuen Besitzer das Ge-
heimnis des Roggenhofes. Als er, von diesem Gang
zurückkehrend, in sein Haus eintrat, sah er durch
die offene Küchentüre, wie ein garstiges, böses Weib
auf seine Frau einredete, die ganz entsetzt zurückwich.

„So, so, das ist der Bauer“, grüßte die Alte.
„Möge der Segen Gottes auf Euch ruhen in dem
vermunschten Haus!“

Konrad Heidegger würdigte sie keines Blickes. Er
schritt ruhig der Bohnstube zu. Als die alte Vettei
ihres Wegs gegangen war, gesellte sich auch die
Bäuerin zu ihm.

„Die hat mir schöne Geschichten erzählt, da könnte
man das Gruseln kriegen, wenn man so dumm wäre
und den Unsinn glauben würde. Also — in ein
Hexenhaus sollten wir geraten sein. Ausgelacht hab
ich das törichte Weib, dann ist die grob geworden und
hat gesagt, ich würde schon noch dazu kommen, an
solche übernatürliche Dinge zu glauben. Wenn Du
nicht gekommen wärest, hätte die freche Person mir
sicher noch alle Sottisen angetan, so verkannt ist die
in ihren Hexenglauben. Das wäre doch zum Lachen,
wenn es nicht so traurig wäre. Was sagst denn Du
zu solchem unsinnigem Gerede?“ die Bäuerin blinnte
fragend auf ihren Mann, der während ihrer Rede
auf der Ofenbank sitzen gelieben war.

Er erhob sich und streckte ihr beide Hände entge-
gen, in die sie die ihren legte. „So gefällt Dir mir
Otti. Du bist ein starke Frau, höre nur. Mir ha-
ben sie schon von allen Seiten den gleichen Unsinn
in die Ohren geblasen. Die wollen uns die Ruhe
und den Frieden und die Freude an unserem schönen
Hof rauben, diese armeneligen, mißgünstigen Men-
schen. Wir wollen die Gespenster und Hexen aus-
treiben auf dem Roggenhof. Ich freue mich, daß
ich in Dir auch darin eine tapfere Gehilfin hab.
Wie sind wir doch in der Welt herumgefahren? Zu
allen Zeiten der Nacht war unser Wagen auf der
Straße. In unheimlichen Wirtshäusern haben wir
oft genächtigt. Ist uns einmal ein Gespenst oder
eine Hexe erschienen? Allemal, wenn uns ein
Schabernack angetan wurde — und daran hat es
nicht gefehlt — waren Menschen von Fleisch
und Blut dahinter — nie Hexen und Gespenster.
Das hätte ich nie geglaubt, daß der Hexenglauben

den Leuten noch so in den Köpfen spuken könnte. Wir werden uns tapfer wehren müssen, den Roggenhof frei zu bringen von solchem unsinnigen Gerede."

Der Roggenhof war wirklich verlottert. Die sechzig Morgen Ackerland, die hinter dem Hause an der sanft ansteigenden Berglehne lagen, waren unbestellt geblieben. Da waren nur alte Stoppeläcker und brachliegendes Gelände. Herbstsaat war keine in den Boden gekommen. Vor dem Hause — unter der Landstraße lag ein großer Wiesengrund. Davon gehörte ein gut Teil zum Roggenhof. Futterwachs war also in Aussicht. Junges Gras sproßte auf im hellen Frühlingssonnenschein. Das aufgefangene Wasser des Wiesenbaches rieselte langsam durch den Rasenteppich. Auf den verwahrlosten Feldern liefen zwei Pflugespanne, geführt von den Söhnen des Konrad Heidegger. Die zwei stämmigen Burschen waren schnell eingewöhnt in die neue Arbeit, da gab's ein Stück. Der alte Heidegger hatte die Handwerksleute im Haus. Gemalt, geweißelt, tapeziert wurde da, und bald sah das Herrenhaus ganz wohnlich aus.

Die neue Familie war schnell eingelebt auf dem Hof und das Feldgeschäft lief wie am Schnürchen. Fremde Arbeitskräfte waren gar nicht nötig. Darüber, daß der Roggenhofbauer fast soviel Kunstdünger brauchte, wie alle Bauern des Dorfes zusammen, war großes Entsetzen.

Siehe da! — die Heze — der Geist kam. Eines Morgens waren im Roggenhof alle Stalltüren geöffnet, die Schweine wühlten munter auf dem frischgepflügten Ackerfeld und die Kühe hatten den saftig grünen Wiesengrund gefunden.

„Das ist ein Schabernack gewöhnlichster Art“, schimpfte der Bauer.

„Den Geist jangen wir“, meinte der Anselm, der Älteste, und der Robert — der Jüngere — machte Fäuste, und lachte pfiffig mit dem ganzen Gesicht.

„Der hat Fleisch und Blut, der unser Vieh losgelassen hat“, die Bäuerin wendete sich bei diesen Worten ihren Töchtern zu, die doch das Gruseln ankommen wollte.

Im Dorfe ging gleich das Gerede, es hätten sich wieder Hezen gezeigt auf dem Roggenhof. Irrlichter hätten getanz't um das Haus. Die Stalltüren seien aufgeprungen. Alles Vieh sei ins Freie geflüchtet. Die Kühe seien verhezt — sie gäben keinen Tropfen Milch mehr. Auch im Hause sei der Geist erschienen — er habe an alle Türen geklopft. Ein fürchterlicher Schwefelgestank habe sich in der schreck-

lichen Nacht verbreitet, der den Bewohnern des Roggenhofes den Atem geraubt, daß diese erst am Morgen aus schwerer Ohnmacht erwachten. Jetzt gebe der herrenfeste Roggenbauer klein bei — er wolle den Hof gleich verkaufen. Der Anstreicher und Tapezierer Marzelin war es, der diese Nachrichten im Dorfe verbreitete.

Die Familie Heidegger lachte über dieses alberne Gerede — ihr wurde dadurch der Schlaf nicht geraubt. Der Anselm war aber nicht umsonst ein halbes Jahr in der Lehre bei einem Elektrotechniker gewesen, er stellte von der Stalltüre bis zu seiner Schlafkammer ein Läutewerk her, denn daß das Gespenst nochmals komme, war seine feste Überzeugung. Und wirklich — nach mehreren Wochen ging der dumme Geist in die Falle. Es war eine schwarze, grausige Wetternacht, als das Blöcklein schrill ertönte. Die beiden Heideggerbuben stürzten mit Prügel bewaffnet in den Hof — dem Stalle zu und da erwischten sie den Geist — einen verummten Kerl mit geschwärtzem Gesicht, der gerade dabei war, die Kühe loszubinden. —

„Du Millionslump, du elender!“ schrie der Anselm und packte den Verummten am Kragen.

Der Geist brüllte fürchterlich und suchte sich loszuzerren, aber wie Schraubstöcke hielten ihn die riesenstarken Arme des jungen Heidegger. Mit der Laterne beleuchtete der Robert die klägliche Gestalt. „Dem Hund gehört der Pudel ordentlich angestrichen!“ rief er. Sie haben dem Kerl das Lederwerk ordentlich versohlt und als sie ihn zum Hoitor hinausgeworfen hatten, meinte der Anselm, „der kommt so schnell nicht wieder!“

Am anderen Tage wurde im Dorfe erst bekannt, daß es auf dem Roggenhof wieder gegeistert habe, als der Bauer beim Bürgermeister, anzeigte, daß seine beiden Söhne einen Eindringling, der offenbar geistern wollte, gefaßt und den Verhältnissen entsprechend durchgeprügelt hätten. Und dann erfuhr man noch, daß dem Marzelin Hudler ein Unglück passiert sei, er wäre in der vergangenen Nacht gestürzt und hätte davon so schreckliches Rückenweh, daß er nicht aus dem Bett könne — der Sturz könne ihm das Leben kosten. Der Arzt mußte geholt werden und der konnte nur feststellen, daß der verlotterte Kerl irgendwo gehörig Prügel bekommen haben müsse. Also der war's, den die jungen Heidegger abgefangen und gedroschen hatten. Der hatte Geist spielen wollen aus Arger, daß er nicht hatte tapezieren und malen dürfen im Roggenhof. Und der schlechte Kerl hatte auch das erstemal den Schabernack gespielt beim Heidegger.

Im Roggenhof erschien der Bürgermeister. Er war entsetzt über den boshaften Übeltäter.

„Der muß einen weiteren Denzettel bekommen. Eingesperrt gehört der schlechte Tropf bei Wasser und Brot!“ lärmte das Gemeindeoberhaupt.

„Der kommt nicht wieder, der hat sein Teil bekommen. Ich glaube, dem ist das Geistern vergangen. Da braucht es keine weitere Strafe, und daß es auf dem Roggenhof spuke — dieses müßige Gerede wird auch verstummen. Wir sind herzhaft Leute, wir lassen uns nicht ins Vockshorn jagen!“ Der Bauer lachte pfiffig zu diesen Worten. Er wollte einmal hören, was der Bürgermeister dazu zu sagen wisse.

„Da muß ich etwas weit ausholen“, begann der so Herausgeforderte. „Die Hexengeschichten des Roggenhofs sind ein Schandfleck für unsere ganze Gemeinde. Ich hoffe, daß Ihr nicht annehmet, daß ich an solchen Unsinn glaube. Ich habe alles getan, um die Gerüchte zu zerstreuen, die Euer Vorgänger zur Verdeckung seines lieberlichen Haushaltes in die Welt setzte. Der Roggenhofbauer war der größte Lump weit und breit. Er hat von seinem Vater den schönen Besitz schuldenfrei geerbt. Ja — Geld lag noch am Zins, das nach dem Tode des Alten ihm — dem einzigen Nachkommen — auch zufließt. Aber an der Erziehung hat es gemangelt, der hat immer seinen Willen gehabt. — Zu schwach waren die Eltern. Es zeigte sich schon früh genug, was da für ein Fruchtlein reifte. Der junge Mensch war kaum recht den Bubenschuhen entwachsen, als auch schon kein Schürzenbündel mehr vor ihm sicher war. Er kam dann für mehrere Jahre in die Stadt auf die Schule; aber auch dort muß er zuviel Freiheit gehabt haben. Als er zurückkehrte, war er erst recht aller Lumpenstreiche voll. Arbeiten hat er nie gelernt, das hätte er gar nicht nötig, daß er schaffe wie ein Knecht, meinte seine Mutter, die in ihn hineinsah wie in einen Spiegel. Grob sein und befehlen konnte er, und das sei die Hauptsache für einen Hofbauern, der nach niemand etwas zu fragen habe, meinte der Vater, als er ihm den Hof übergab.“

Der Lottel hat denn auch noch eine Frau bekommen aus einem begüterten Hause, freilich ein schwaches, schüchternes Mädchen — gutmütig, aber etwas einfältig. Dem hätte eine recht raubebeizte gehört, die ihn ordentlich gezwiebelt hätte. Erst als die Eltern — sie waren brave angesehene Leute — die Augen für immer geschlossen hatten, ging der Skandal los. Der Bauer fing an, in der Welt herumzufahren. Den Hof überließ er den Dienstboten und wenn er heimkehrte von seinen Lustreisen, handelte er mit Weib und Dienstleuten. Das Trinken

hat er auch angefangen. In der Stadt war er in allen verrufenen Kneipen bekannt. Mit verrufenen Weibsbildern ist er herumgezogen — er, der reiche Hofbauer konnte so ein Leben aushalten — wie lang? Daheim ging es immer weiter bergab. Die arme Frau heulte und jammerte die Nächte durch. Sie war abergläubisch — überall sah sie Geister und Hexen. Den Mägden erzählte sie ihre Wahrnehmungen und bald hieß es im Dorfe, daß es spuke auf dem Roggenhof.

Eine Kuh gab rote Milch — bei einer anderen versiegte sie ganz. Das war alles den lieberlichen Knechten zuzuschreiben, die den Stall verlottern ließen, weil niemand nachschaute. — Hexen mußten es sein! — Auch der fast nicht mehr aus dem Rausch herauskommende Bauer neigte sich dem Glauben zu. Da kam er gut über die eigene Viederlichkeit hinweg. Er fuhr zum Hexenbanner, zu dem Manne, der dafür tun konnte. Der kam — weit her und machte seinen Hofuspotus. Das ist alles im Dorf bekannt geworden. Vernünftige Leute haben die Köpfe geschüttelt — andere haben das Gruseln bekommen — standalsüchtige haben noch dazu gelogen und so hat sich das dumme Gerede gehalten, bis auf den heutigen Tag. Ihr freut mich, Roggenbauer, daß Ihr und Eure Buben den Geistern so herzhaft auf die Eisen geht. Da wird der Spuk bald ein Ende haben.“

„Ihr könnt Euch darauf verlassen — wir zähmen die Geister!“ Der Roggenhofbauer lächelte wieder etwas verschmizt, als er dies dem Bürgermeister auf seine lange Rede zur Antwort gab.

* * *

Nur wenige Jahre mußten ins Land gehen, bis der Roggenhof ein anderes Gesicht bekam. Die Vorübergehenden blieben stehen und wunderten sich über die üppigen Kornfelder, über den hohen Klee, über die schönen Kartoffeläcker.

Im Dorfwirtshaus, wo am Sonntag nachmittag die Bauern die Neuigkeiten besprachen, mußte auch der Roggenhof herhalten.

„Das sind rechte Schinder, die Heideggersleute. Keinen Knecht, keine Magd, nicht einmal einen Diensthuben halten sie auf dem Hof. Die schaffen alles allein und wie sind die an der Arbeit. Naderer — Spreutknüpfer, Kummelpalter sind das. Habt Ihr schon einmal einen von den Jungen, oder den Alten da im Wirtshaus bei uns gesehen, daß sie uns Bescheid täten, dazu sind die zu geizig, die saufen das ganze Jahr keinen Schoppen, ich glaube, die verschlafen den Sonntag!“ Der alte Mattinger, der

Besitzer
an de
ereifer

„Al
meiste
heute
verun
Allen
wird
wir al
ferem
es ist
fang
Ad
Hexen
hofbau
Klee,
garten
werk!
heute

„Ja
„Aunf
düngen
Höhe.
einma
einma
dörre
schlage
Klee o
Sie be
es au
dann
viel M
Getrei
Garbe
zusam
Ahren
über.
das ge

Stein
Als

Des
Do

Gel

Wegge
schlein:

Besitzer vom hinteren Hölhof, der keinen Sonntag an der Wirtstafel fehlte, konnte sich so unsinnig ereifern.

„Alles, was recht ist“, erwiderte ihm der Bürgermeister. „Seht Euch einmal den Roggenhof an, wie er heute daliegt. Wer hätte geglaubt, daß einer dieses verlumpte Gut so rasch in die Höhe bringen würde. Allen Respekt davor! Wenn das so weiter geht, so wird der Roggenhof ein Mustergut werden, an dem wir alle lernen können. Daß der Bauer nicht zu unserm Sonntagschoppen kommt, bedauere ich, aber es ist kein Wunder nach dem, wie man ihm im Anfang mitgespielt hat!“

„Ach, die dumme Geschichte mit den Geistern und Hexen. Jetzt könnte man meinen, der neue Roggenhofbauer wäre ein Hexenmeister. Die Kornäcker, der Klee, die Kartoffeln und erst recht der neue Obstgarten, da könnte man meinen, das wäre Hexenwerk!“ Der Ratschreiber redete sonst nicht viel, aber heute konnte er nicht still beim Schoppen sitzen.

„Ja, Hexenwerk — Ratschreiber!“ rief ein anderer, „Kunstdünger — Kunstdünger und wieder Kunstdünger — damit treiben die ihre Feldfrüchte in die Höhe. Das wird bald aus sein, wenn der Boden einmal recht ausgemergelt ist. Hat man auch schon einmal so etwas gesehen, wie die den blauen Klee dörren? — Holzböcke haben sie in den Boden geschlagen. An denen haben sie den nur abgemellten Klee aufgeschichtet. — Ganz geld sieht das Zeug aus. Sie behaupten: das gebe das beste Futter und wenn es auch noch so viel daraufregne. Man könne es dann hosen, wenn man gut Zeit habe und spare so viel Arbeit. Und jetzt in der Ernte binden sie alles Getreide, wie es von der Sense fällt, zu Heinen Garben, stellen diese aufrecht immer zehn Stück rund zusammen auf den Acker und stülpen eine an den Aehren auseinandergebreitete Garbe als Schirm darüber. Puppen nennen sie die Garbenhausen und das gebe das beste Getreide, behaupten sie. Es soll

auch gar nichts schaden, wenn die Puppen angeregnet würden. Das mit den Garben, das probier ich auch einmal mit einem Acker und mehr Kunstdünger streue ich auch im nächsten Jahr. Ich bin beim Heidegger gewesen, der hat mir alles expliziert, der muß schon viel gesehen haben. Wie verrückt schaffen die Buben und der Alte auch und die Mädels sind auch überall dabei. Die Frau besorgt das Hauswesen, da ist alles blickblank, wie ich's noch nie gesehen habe. Ja — und der Obstgarten — den besorgt der Jüngste — der hat Gärtner gelernt — das sieht man gleich. Buschbäume und Halbstämme stehen da in schnurgeraden Reihen — wie die Soldaten. Lauter Edelobst hat er eingepflanzt. Es ist wunderbar, wie an den jungen Bäumchen schon Früchte hängen. Ein Händler aus der Stadt hat alles schon im voraus um hohen Preis gekauft. Mir hat's gefallen bei dem neuen Roggenhofbauer — das muß ich schon sagen. Er hat mir auch versprochen, daß er sich mehr im Dorfe sehen lassen wolle, wenn er einmal besser Zeit habe.“

„Bravo! Jakob! — So eine lange Rede hast Du in deinem ganzen Leben noch nicht gehalten!“ rief der Bürgermeister, als der Bauer geendet hatte.

Sie redeten noch dies und das über den Roggenhof. Einig wurden sie nicht, weil jeder eine andere Meinung hatte.

Der Marzellan Hudler trat ein und nahm abseits von den Bauern an einem hinteren Tische Platz.

„He! Marzellan! — willst nicht wieder einmal ein wenig geistern auf dem Roggenhof?“ rief ihm einer vom Bauernische zu.

Der hielt die Hände auf den Buckel und schnitt eine fürchterliche Grimasse. Das war die Antwort.

Das Geheimnis des Roggenhofes war ehemals: Gaunerei, Hexerei und Geisterei. — Niederlichkeit an allen Ecken und Enden. Heute heißt das Geheimnis: unverdroffene Arbeitsamkeit ehrlicher braver Menschen.

E.

H. W.

Sprichwörter von Abraham a Sancta Clara.*)

Kein Schermesser schärfer schieert,
Als wenn ein Knecht ein Herr wird.

Des Menschen Gurgel hat eine enge Straße;
Doch jagt oft mancher Haus und Hof dadurch.

Geduldig sein — bringt Segen ein.

Ein schwerer Beutel, macht leicht eitel.

Was man unrecht tut erwerben,
Das kommt nit zum dritten Erben.

Es ist im Haus nicht wohlgetan,
Wenn die Henne kräht und nicht der Hahn.

*) Abraham a Sancta Clara, der berühmte Wiener Prediger, der vor etwa 250 Jahren in Wien wirkte, ist ein geborener Badener. Ulrich Megele hieß er mit seinem bürgerlichen Namen und stammte aus Rechenhinstetten im Amt Neßlich. Dem im Verderischen Verlag in Freiburg erschienenen Buchlein: „Blütenlese aus seinen Werken“, herausgegeben von Dr. Karl Bartsche, sind die obigen Sprichwörter entnommen.